Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 11 (1929)
Heft: 32

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bern

Zürich, 9. August 1929 | Erscheint jeden Freitag | 11. Jahrgang Nr. 32

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. / Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken.

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Administration und Inseraten-Annahme: Doag A.-G., Zürich, Tödistraße 9, Telephon Selnau 65.49, Postcheck-Konto VIII/3001
Druck und Expedition: Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäffikon-Zürich, Telephon 60.

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 50 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Schweiz.

Nachdem die vaterländische Feier des 1. August dank der Vorkehren der Behörden keine Störungen durch kommunistische Demonstrationen erlitten hat, ist eine Art politischer Ferienstimmung im Lande eingekehrt. Auch die maßvollen, klug abgewogenen Worte von Bundespräsident Haab und Bundesrat Motta in Bellinzona haben beruhigend und aufklärend gewirkt. Die Herbstsession der Bundesversammlung kündet sich bereits mit einer Vorlage an, die man namentlich in den Rheinschiffahrtskantonen Basel und Baselland sehnlich erwartet hat. Es ist die Botschaft betreffend die Genehmigung des deutsch-schweizerischen Vertrags über die Rheinregulierung zwischen Straßburg-Kehl und Iftein. Dieser Vertrag auferlegt der Schweiz große finanzielle Opfer, werden doch die Kosten des Regulierungswerkes auf 66 Millionen berechnet. Der Nationalrat hat seine Kommission für den Bundesbeschluß bereits bestellt; er wird denselben voraussichtlich im September behandeln. Da es sich dabei um einen langfristigen Staatsvertrag handelt, untersteht der Beschluß dem Referendum.

Für den 22. August hat der Bundesrat eine eidgenössische Betriebszählung angeordnet, die von großer Bedeutung für die Erkenntnis der schweizerischen Wirtschaftsverhältnisse ist. Die Zählung wird vom Eidgenössischen statistischen Bureau durchgeführt; sie ermittelt die Produktionsstätten nach ihrer Zahl, ihrer Art, ihrer Größe, den in ihnen beschäftigten Personen und ihrer geographischen Verteilung. Für die Durchführung kommen drei Sorten von Fragebogen zur Verwendung: 1. Der Fabrikbogen, der für alle Betriebe bestimmt ist, die dem eidgenössischen Fabrikgesetz unterstehen. 2. Der Fragebogen für Land- und Forstwirtschaft und Gartenbau. 3. Der Gewerbebogen, den alle Gewerbe-, Handels- und Verkehrsbetriebe erhalten, die nicht dem Fabrikgesetz unterstellt sind. Die Zählung wird ca. 20,000 Zähler in Anspruch nehmen, an deren Gewissenhaftigkeit und Umsicht hohe Anforderungen gestellt werden müssen. Wir wissen nicht, ob auch Frauen zu dieser offiziellen Arbeit beigezogen werden. Die Angaben des Fragebogens dürfen nur für statistische Zwecke Verwendung finden, keineswegs etwa für Steuerzwecke. Allen mit der Durchführung betrauten Personen ist deshalb die Pflicht strengster Verschwiegenheit auferlegt.

Ausland.

Am 7. August fand die offizielle Eröffnung der diplomatischen Reparationskonferenz im Binnenhof im Haag statt. Im Trevessaal, dem Sitzungssaal der Holländischen Kammer, vereinigten sich die Delegierten der sechs eingeladenen Hauptmächte vormittags um 11 Uhr, nachdem sie am Vorabend bereits Fühlung genommen und gewisse Modalitäten festgesetzt hatten. Zu diesem Eröffnungsakte war die Presse zugelassen. Zu den eigentlichen Arbeitssitzungen erhält sie aber keinen Zutritt. Die zum Teil recht stattlichen Delegationen der sechs Staaten haben in den vornehmen Hotels im Haag und bis hinaus an den Nordseestrand von Scheveningen Quartier gefunden. Die gewiegtesten Staatsmänner Europas, die Vertreter der widerstreitendsten Interessen genießen nun vereint friedliche holländische Atmosphäre. Große Wünsche knüpfen sich an ihre Beratungen, aber leider werden auch jetzt schon pessimistische Betrachtungen laut. Von der „Haager-Konferenz 1929" hängt zum guten Teil das Schicksal Europas in naher Zukunft ab. Rheinlandräumung, Räumung des Saargebietes sind politische Fragen, die den an sich schon umstrittenen Young-Finanzplan beschweren. Möge in den nächsten Wochen ein guter Stern über dem Haager Binnenhof leuchten!

Die neue englische Regierung hat mit Aegypten einen provisorischen Verständigungsvertrag abgeschlossen der zu der Hoffnung berechtigt, daß sich das Verhältnis zwischen den beiden Staaten fortan erfreulicher gestalte. An Stelle des abberufenen Oberkommissärs, der im Sinne des alten englischen Regimes eine scharfe Protektionspolitik betrieb und dessen Titel allein schon ein Abhängigkeitsverhältnis andeutete, wird nun ein Botschafter die englischen Interessen im Nilland vertreten.

Auf guten Wegen befinden sich die amerikanisch-englischen Verhandlungen über die Abrüstung zur See. Wenn Männer wie der Premier Macdonald und Präsident Hoover aufrichtig und mit gutem Willen zum Werke der Abrüstung schreiten, dann darf man wohl ein erfreuliches Ergebnis erwarten. Es hat eine stark vorbildliche Bedeutung, wenn die beiden großen Seemächte mit der Tat beweisen, daß sie den Postulaten des Kellogg-Paktes nachzuleben gedenken.

Der Konflikt zwischen Rußland und China hat im Laufe der Unterhandlungen an Schärfe verloren. Es besteht Aussicht, daß der Bestieb der Ostchinabahn bald wieder in der alten Weise aufgenommen wird. J. M.

Von unsern Bäuerinnen, ihrem Wirken und von ihren zukünftigen Hoffnungen.

Man weiß im Grunde genommen so wenig von ihnen, von ihrem Denken und Sinnen und ihren Zielen. Sie gehen Werktags im einfachen Gewande einher, Sonntags etwas besser gekleidet, denn Einfachheit soll ja das Symbol unseres Bauernstandes sein. Sie arbeiten, jahrein, jahraus, von morgens früh bis abends spät, ihr Leben ist ein stilles Heldentum, denn sie arbeiten nicht allein um des Erfolges willen, ihre Arbeit ist mehr, ist Opferwille, ist Hingabe für die ihren und für das Gewerbe, und die ja zur Zeit so wenig ökonomische Erfolge verspricht. Aber Arbeit, treue Pflichterfüllung setzt dem Frauenleben der Bäuerin die Krone auf.

In diesem Sinne redete auch Maria Waser, die feinsinnige Dichterin unseren Bäuerinnen ein besonderes Lob der Anerkennung. Es war dies am Bäuerinnentag in Herzogenbuchsee vor nicht zu langer Zeit. Sie sprach zu ihnen nicht als die geistig hochgebildete Frau, sondern geistvoll sinnig als heimattreue Bernerin zu den Landfrauen, zu denen sie in einem ganz besonderen Verhältnis immer gestanden habe. Die starke Bindung der Dichterin mit der Heimat, ihrem lieben „Buchsi", dem währschaften, schönen Bernerdorf, wo sie einen Teil ihrer Jugendjahre verlebt, bahnte ihr auch den Weg zu den Herzen der Bäuerinnen. Diese horchten erstaunt, überrascht auf: „So spricht Maria Waser, die begnadete Dichterin, von unserer Bauernheimat, so lieb, so erhebend, so achtet sie unser Wirken und Ringen um den Ertrag der Scholle, so viel Liebe und Anerkennung hat sie für uns, die wir oft vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen, und all das Schöne unseres bäurischen Standes ob all der Sorgenschwere nicht mehr abzuschätzen vermögen." Und dann redete die Dichterin auch als Mittlerin, — wie es doch so viel schöner und besser werden müßte, wenn sich über alles hinweg die Schwestern zu Stadt und Land die Hände reichen wollten wenn sie einander näher zu kommen trachteten, nicht nur um wirtschaftlicher Vorteile willen, sondern mit echt schwesterlichen Gefühlen. Denn ihrer beiden Ziele seien sich trotz den verschiedenen Lebensbedingungen so ähnlich, ein Suchen nach der wahren Heimat, ein Heimfinden hier wie dort. Müßte es für unsere Bäuerinnen nicht eine beglückende Genugtuung sein, an Maria Waser einen solchen Anwalt zu finden!

Die erste Ausstellung für Frauenarbeit hat es ja auch deutlich genug hervorgehoben, welche Anforderungen an Wissen und Können und auch an das Vollbringen an unsere Bäuerinnen gestellt werden, wie viel es im Grunde genommen auf sie ankommt, die in der engen Häuslichkeit auf und unter gegangen sind, deren Interessekreis scheinbar ein recht enggezogener zu sein schien. Fast als ein Wunder ist es deshalb zu bewerten, daß sich nun die Bäuerinnen zu Landfrauenvereinen zusammenzuschließen beginnen, denn es gilt noch eine Welt von Vorurteilen zu besiegen. Die Bäuerinnen sind noch allzusehr von der überlieferten Parole durchdrungen, die Frau gehöre ins Haus. Außerdem hat sie sich je und je von den Frauen anderer Gesellschaftskreise unverstanden und als nicht besonders geachtet gewähnt. Es wäre deshalb eine besonders verdienstvolle soziale Aufgabe, in unsern Bäuerinnen ein gesundes Standesbewußtsein und Wertgefühl zu festigen, indem man ihre Existenzbedingungen zu verbessern suchte, und auch etwas mehr die ihnen gebührende Achtung zuerkennt.

Wenn sich nun unsere Bäuerinnen zur Lösung gemeinsamer Aufgaben zusammenschließen, so geschieht dies nicht, um über emanzipierte Forderungen zu Rate zu sitzen, sondern um wirtschaftliche Probleme miteinander zu besprechen, um Mittel und Wege zu finden, auf dem Wege der Selbsthilfe ein besseres wirtschaftliches Auskommen zu finden. Im ganzen Lande herum werden nun Tagungen abgehalten und es ist erfreulich, daß dieselben bereits anfangen, nicht nur rein materielle, wirtschaftliche Fragen zu verfolgen. Die Wahl der Referenten ist ein deutlicher Beweis, daß unsere Bäuerinnen über dem Suchen nach einer bessern Existenzmöglichkeit den Sinn für ideelle, bauernkulturelle Werte noch nicht verloren haben. Unsere Landfrauen bedürfen der Führer, in ihnen die im Bauernstande tief verankerten höhern, ethischen Werte zu festigen. Ein solcher Führer von großer Bedeutung ist der Jungbauernführer, der Gründer der Bauernheimatwoche, Nationalrat Dr. Müller in Großhöchstetten, dessen Verdienste im „Schweizer Frauenblatt" bereits wiederholt Erwähnung getan wurde.

„Wie bringen wir mehr Freude ins Bauernleben?" Die Lösung dieses Problems hat sich unser Jungbauernführer zur Lebensaufgabe gemacht. Ausgehend von der Tatsache, daß der „Wirksamkeit der Frau und ihren persönlichen Eigenschaften eine große Bedeutung zukommt", sucht er nach Möglichkeit deren Los zu mildern. Die Bäuerinnenschule in Uttwil, unseres Führers jüngstes Gründungswerk, ist nun eine Verwirklichung der Ideen der Bauernheimatwoche, dieser segensreichen Stätte bäuerischer Kulturpflege, von der aus so viel starke Fäden ins Bauernvolk hinausgehen.

Ein schlimmes Zeitübel ist die Landflucht der Bauernjugend; unsere künftige Bauerngeneration zur Bauerntreue wirksam zu beeinflussen, möchten sich starke Führer und Freunde der Bauernsame, wie der oberwähnte, zur Aufgabe machen. Unsere Bauerntöchter sind es vor allem, die abwandern oder sich durch die Aneignung eines Berufes dem Bauerngewerbe entziehen. Und wenn sie ins heiratsfähige Alter kommen, dann sind es leider oft die Bäuerinnen selber, die ihre Töchter bestimmen, nur ja keinen Bauern zu heiraten, weil ihre Kinder es einmal besser haben sollen als die Mutter. Bei Anlaß einer Presseversammlung in Bern, der auch eine intelligente, weitsichtige Bäuerin beiwohnte, kam der Uebelstand der Landflucht zur Sprache. „Nicht nur 90 Prozent der Bäuerinnen, weit eher 99 sinds, die ihre Mädchen um der nicht unstichhaltigen Argumente willen vom Bauernstande abwendig machen. Denn sein eigenes Kind in so schwere Verhältnisse hineindrängen, wie man selber drinnen steht, bringt eine Mutter schier nicht über ihr Herz." Es ist bedenklich, wenn sich eine Bäuerin wie jene zu einem solchen Bekenntnis durchringt, und es ist ein deutlicher Beweis, daß das Zeitübel der Landflucht tief sitzt und an der Wurzel, d. h. von Grund auf, bekämpft werden muß. Diese zu beachtenden Faktoren heißen: Bessere Existenzmöglichkeiten, Berufstreue und Charakterbildung.

Wir Frauen vom Lande haben noch einen weiten, mühsamen Weg, er geht über viel Unebenheiten, wir lassen uns die Wanderung über steinige Pfade jedoch nicht verdrießen. Das beste haben wir bereits gefunden, die Schwesterhand unter unseresgleichen. Und wenn endlich auch für uns die Morgenröte einer besseren Zukunft aufgeht, wenn sich unser Blick frei über die alte Sorgenschwere hinaus zu erheben vermag, dann werden wir freudig die Hände unserer Schwestern in der Stadt ergreifen, mit ihnen zusammenarbeitend an das buntfarbige Wirktuch des Lebens unser Bestes schenken. Unser Blick soll sich weiten, unsere Seele die geistige Freiheit erlangen,

Feuilleton.

Mandafu.

Die Geschichte einer unbewußten Schuld.

Von Mary von Gavel.

(Fortsetzung.)

Wenn die Luft schwül und drückend war, so glühten meine Wangen wie Purpurrosen im Schatten des breitrandigen Schäferhutes, den ich nur während der allersengendsten Mittagsglut trug. Rauschte hingegen der Wind übers Land, so riß ich jede Kopfbedeckung ab, warf das Haupt in den Nacken und ließ mir vom Windfächer Kühlung zuwehen. Der kühne Luftzug zerzauste mir die eigenwilligen Löckchen, die sich wie kecke Hörnlein an den Schläfen hervorwagten; er spielte mit meinen schweren, hängenden Zöpfen und blähte das leichte Röckchen wie ein Segel auf, als wollte er mich schwebend über die Wiese tragen.

Mit Vorliebe lustwandelte ich im Schatten des Parks seiner uralten Bäume — oder auf den terrassenförmigen Abstufungen, die von Garten zum Fluß hinunterleiteten. Die mächtige Eiche, deren Stamm sich kaum von zwei Personen mit den Armen umfassen ließ, die Traueresche mit den Ruhebänkchen unter den bis zum Boden herabhängenden Zweigen, der blühende Faulbeerbaum mit seinem herben Duft und den noch herberen Früchten, die Hecke von Haselnußsträuchern und Vogelbeerbäumen, von Flieder und Jasmin, die königlichen Pappeln und die blauschwarzen Tannen: das waren meine Freunde und Vertrauten, mit denen ich tagtäglich meine Kinderfreuden und -leiden teilte. Und das mit feinstem, gelblichgrünem Moos verzierte Holz der alten Parkumzäunung brach — trotz seinem morschen, altersschwachen Aussehen — mir zuliebe nicht zusammen, wenn ich, auf der obersten Querstange sitzend, nach allen Seiten Umschau hielt.

Von der Riesseneiche aus konnte man — durchs niedrige Gestrüpp der neuen Parkeinfassung hindurch — die Badestelle übersehen. Sie bestand aus einer dichten Wand von dürrem Gezweig, Birkenstämmchen und belaubten Ästen, welche ein Stück Rasen von drei Seiten umgab. Dieser Schutzwand entlang liefen drei in den Ecken aneinanderstoßende primitive weiße Tannenholzbänke. So sah die den Schloßbewohnern und besseren Angestellten zur Verfügung stehende Badestelle aus. Der übrigen Menschheit war es freigestellt, sich gleichviel wo in den Fluten des Stromes zu reinigen und zu erfrischen.

In der Nähe der Wassermühle, dort, wo das Flußbett so hoch lag, daß die Sonnenglut die im Wasser verstreuten Steine wie Inselgruppen hervortreten ließ, badete mit Vorliebe die Kindermelt. An einem heiteren Sommertage entdeckte ich von weitem so eine plätschernde, schwimmende, tauchende und vor Uebermut jauchzende kleine Badegesellschaft. Sie bestand aus den Viehhüterskindern, einem älteren Abdallahsprößling und — man denke sich mein Entzücken — Freund Mandafu, in seiner braunen Nacktheit! Stolz und breitspurig präsentierte er sich im Vordergrund der Kindergruppe, wie ein kleiner Streithahn, der sich auf einen neuen Angriff vorbereitet. Die weißen Zähnchen leuchteten nur so zwischen den geöffneten, trotzig aufgeworfenen Lippen hervor.

Ich blieb in einiger Entfernung stehen und sah der allgemeinen Ausgelassenheit verständnisvoll lächelnd zu. Am liebsten wäre ich mit dabei gewesen, doch es schickte sich wohl nicht für das kleine „Fräulein vom Schloß"; so „wohlerzogen" war ich immerhin, mir dies selbst klar zu machen. Zudem war meine Badezeit ja auch bald herangerückt: spätestens in einer Stunde durfte ich mit Marga, der um zehn Jahre älteren Vertrauten, ein Privat-Wettschwimmen im roten Flanellkostüm und mit geblümter Wachstuchmütze veranstalten.

Wie groß war meine Begeisterung, als ich entdeckte, daß Mandafu sich mittlerweile zum Tauchen entschlossen hatte und nun langsam, aber sicher sich dem Ufer entlang fortbewegte. Ich wollte meinen Augen kaum trauen: konnte er denn schwimmen, der Knirps? Was so ein Negerlein doch schon in seiner frühesten Jugendblüte fertig brachte! In der Tat: er glitt noch immer vorwärts und bearbeitete dabei — wie alle Anfänger im Schwimmen — das Wasser so energisch mit den Füßen, daß es hoch aufspritzte und die Zunächststehenden sich schreiend die schützende Hand vors Gesicht hielten. Dieses Spiel schien Mandafu ganz besonders zu gefallen; denn er wollte mit seinem künstlichen Sprühregen nicht aufhören. Im Gegenteil: je mehr die Badegefährten sich darüber entsetzten, um so wilder geberdete sich der braune Schlingel. Das Schauspiel dünkte mich ganz besonders unterhaltend: Mandafu der Schwimmer — die neueste Glanznummer des Sommerprogramms!

Ich machte mich ungesäumt auf den Weg und steuerte schnurstracks der kleinen, bewegten Gruppe zu. Aber, o weh: da erschien gerade die Viehhüterstfrau mit Mandafus ältester Schwester im Gefolge; sie trieben die allzu Badelustigen scheltend auseinander, denn das Vergnügen hatte schon die längste Zeit gewährt. Darauf ließ sich nur noch ein klinkes, stillschweigend-gehorsames In-die-Kleider-fahren beobachten; die Viehhüterin war nämlich eine energische, gefürchtete Persönlichkeit, die ihre Mahnungen nötigenfalls durch radikal wirkende „Liebespüffe" zu unterstützen pflegte. Die geschickten Hände von Mandafus Schwester hatten das über die unerwartete Störung durchaus nicht erbaute Brüderlein bald in seine primitive Hülle gesteckt. Die übrigen Kinder kamen — in der Angst vor den bewußten Püffen — allein zurecht; ein Teil befand sich sogar schon auf dem Heimwege . . .

(Mandafu, Mandafu! rief ich den niedlichen Wollkopf mit lockender Stimme.

Laßt mir doch den Kleinen zum Spielen — und das Anning noch dazu; es mag ihn hernach wieder zu Mutter bringen.

Anning war nämlich Viehhüters Jüngste und nicht gerade eine Geistesleuchte. Die Viehhüterin kam mit veränderter Miene auf mich zu, äußerst höflich, unterlängig und grüßte: Guten Tag, kleines Fräulein! Wenn Fräuleinchen wünschen, bleibt Mandafu mit Anning da. Jawohl . . . warum auch nicht?

Ich strahlte vor Freude, und weil er gerade vom Bade her so extra sauber vor mir stand, ergriff ich flink sein kleines, rundliches Negerfäustchen und hielt es mit sanftem Drucke fest: Mandafu, komm mit! Komm spazieren, Mandafu . . .

Er jauchzte mir zu: es war eigentlich mehr der unmelodische Freudenschrei eines Raubtierleins, sagte mir aber trotzdem, was ich hören wollte, nämlich: daß unser Wollköpflein mich gnädigst annahm. Und so sprang denn Mandafu zwischen mir und der Spielgefährtin auf seinen strammen, eigensinnigen Beinchen wie ein übermütiges Böcklein über den blumendurchwirkten Grasteppich unserer, von dürrem Gezweig eingefaßten herrschaftlichen Badestelle zu.

Schade, daß unsere Dackel nicht an der Vergnügungsreise teilnehmen können, bedauerte ich im Vorwärtsschreiten; denn es waren meine speziellen

die den Müttern eines Volkes eigen sein soll. In die Liebesarbeit an unserem häuslichen Kreise wollen wir unser Herz fest verankern. Denn „zu Hause muß beginnen, was wirken soll im Vaterland". Unser Tagewerk soll uns künftig die innere Zufriedenheit schenken, die uns durch die Sorgenschwere der letzten Jahre abhanden gekommen ist. Arbeit im Hause, Arbeit auf dem Felde, in Gottes freier Natur, in Gottesnähe. Und denken zu dürfen, Gärtnerin in Gottes weitem Garten zu sein, ist dieser Gedanke nicht erhebend! — Wir sehen am Morgen die Sonne aufgehen, groß, leuchtend, und der Sonnenball senkt einen Widerschein seiner Strahlen in unsere Seele. Und das Wunder des Sonnenaufganges gibt uns die freudige Gewißheit, daß über Welt und Leben noch eine höhere Macht waltet. — Säen und ernten dürfen wir, ein heiliges Amt ist uns beschieden. So manchem können wir bei der scheinbar gedankenlosen Arbeit nachsinnen. Möchten wir es zu unerem eigenen und der anderen Segen tun. Die Liebe zur Natur möge eine tiefgründige Gedankenwelt erzeugen, sie ist die beste und zugleich die edelste Lehrmeisterin. Die Bäuerin soll die demütige Magd des großen Gärtners sein, ihm vertrauen und ihm durch ihrer Hände Arbeit freudig dienen. — Dienen, ihm, dem großen Gott! Ist das nicht schön? M. Sch.

Der Genfer Kongreß

des Internationalen Verbandes der Akademikerinnen tritt vom 7.—14. Aug. zusammen und wird von mehreren hundert Mitgliedern — es gibt deren in allen 5 Erdteilen, etwa 35 000 in 33 Ländern — besucht werden.

Eine Weltorganisation wie die der J. F. U. W. (International Federation of University Women) entspricht einem zweifachen modernen Bedürfnis: Zusammenschluß innerhalb einer besonderen Interessengruppe, und Internationalität; sie ist aber nur Mittel zur Verwirklichung höherer Zwecke: Interessenaustausch von Land zu Land, auf dem Boden gegenseitigen Verstehens; Förderung wissenschaftlicher und beruflicher Interessen im Sinne der Entwicklung und beruflichen Selbständigkeit der Frau. Während des 10jährigen Bestehens des Verbandes wurde intensiv gearbeitet, um einzelnen, besonders befähigten Mitgliedern die Möglichkeit zu wissenschaftlicher Forschung im Auslande zu verschaffen; mit Hilfe der von einzelnen Ländern ausgerichteten Stipendien konnten bis jetzt eine Schwedin in Frankreich, eine Norwegerin in Amerika, eine Deutsche in Australien, eine Oesterreicherin in Spanien, eine Französin in Irland und — dank dem von den Mitgliedern des Internat. Verbandes selbst geäufneten Fonds — eine Schweizerin in Deutschland während eines Jahres ihren Spezialstudien obliegen! Unter Voraussicht des reichen Gewinnes, der besonders den im Lehrberufe Stehenden aus einem Auslandsaufenthalte erwächst, wird versucht, Austauschmöglichkeiten anzubahnen; ferner werden Auskunftstellen angestrebt, welche die zu Studienzwecken in der Fremde weilende Akademikerin sofort mit denjenigen Personen und Institutionen in Verbindung setzen, welche sie in jeder Weise fördern können. Auch die Möglichkeit einer Zentralstelle für den Ausgleich von Angebot und Nachfrage betreffs Uebersetzung von Veröffentlichungen wissenschaftlichen und technischen Inhalts wird studiert.

Wenn nach den Kongressen von London, Paris, Oslo, Amsterdam, diesmal die Wahl auf die schöne Rhonestadt fiel — sie wird von Ausländern oft kurzweg „unsre internationale Stadt" genannt (!) —, so erwächst daraus dem schweizerischen Verbande, der seit 5 Jahren besteht und zirka 400 Mitglieder zählt, eine große Verantwortung; sowohl das Genfer Komitee als auch der Schweizerische Ausschuß haben ihr Bestes getan, um der großen Aufgabe gerecht zu werden.

An den beiden ersten Tagen finden die Kommissionssitzungen statt: Zuwendung von Stipendien, Erhebungen über die Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten; Berufsmöglichkeiten für die akademisch gebildete Frau in der Industrie, im Handel, im Bankwesen u. a. m. kommen innerhalb der mit dem Studium dieser Spezialfragen betrauten Ausschüsse zur Besprechung. Ferner treten die Fachgruppen (Medizin, Naturwissenschaft, Rechtswissenschaft, Nationalökonomie, Literatur, Kunst, Geschichte, Philosophie, Theologie) zur eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit, zum Anhören und Diskutieren einschlägiger Referate zusammen. Da Französisch, Englisch und Deutsch als Kongreßsprachen zugelassen sind, so ist möglichst rasche Uebertragung von der einen zur andern die Bedingung zu ersprießlicher Zusammenarbeit. — Die feierliche Eröffnung des Kongresses findet am 9. Aug. vormittags in der Aula der Universität statt, im Beisein der Vertreter von Senat und Behörden, unter dem Vorsitz der Präsidentin der J. F. U. W., Dr. Ellen Gleditsch, Professor der Chemie an der Universität Oslo. Nach den offiziellen Reden und den Begrüßungsworten der Präsidentin des gastgebenden Verbandes, Frau Schreiber-Favre, Advokatin in Genf, folgen, von Schweizerinnen gehalten, je ein französisches, ein deutsches und ein englisches Referat. An einer der beiden öffentlichen Abendversammlungen spricht Dr. Caroline Spurgeon, Professor an der Universität London über Shakespeare; der andere Abend bringt drei kürzere Referate naturwissenschaftlichen Inhalts.

Verschiedene Führungen durch Bibiotheken und Sammlungen, sowie Autocarfahrten geben den Gästen Gelegenheit, Genf nach verschiedenen Richtungen hin kennen zu lernen; die eine Fachgruppe geht den Spuren Voltaires nach; die andere denjenigen Calvins; ein Ausflug nach Coppet mit Vortrag über „Mme de Staël et ses hôtes"; eine Fahrt nach Chillon, sowie mehrere gemeinsame Mahlzeiten vereinigen sämtliche Teilnehmerinnen; die Stadt Genf ladet sie zu einem „Garden party" in der Ariana ein; der Schweizerische Verband als Gastgeber, veranstaltet einen festlichen Abend mit einer „Causerie sur l'histoire de Genève". Von allgemeinem Interesse sind auch die an zwei weitern Tagen zur Besprechung gelangenden Fragen betreffend Rückschau und Ausschau auf die Arbeit des Verbandes, wozu mehrere Rednerinnen vorgesehen sind; ebenso ein Vortrag über ein sehr zeitgemäßes Thema: „le chômage des intellectuels", worüber der vom Internationalen Arbeitsamt mit dem Studium der Ursachen und der Abhülfe der Arbeitslosigkeit der Intellektuellen betraute Rechtsgelehrte, Dr. Fuß, referiert. Ein Vortrag des Vizedirektors des Internationalen Institutes für geistige Zusammenarbeit, Dr. Alfred Zimmern; ein Besuch des Völkerbundspalastes, wo Sir Eric Drummond die Kongreßteilnehmerinnen begrüßt, und des Internationalen Arbeitsamtes, dessen Chef, Mr. Albert Thomas, ebenfalls zu ihnen sprechen wird, geben einen Einblick in die Organisation dieses wichtigen, neuzeitlichen Instituts.

Daß den aus fernen Ländern herbeiströmten Kolleginnen nach all den internationalen Eindrücken auch noch eine Erinnerung an das Schweizerländchen bleibe, dafür sorgen einige nach Schluß des Kongresses vorgesehene Ausflüge der Fachgruppen: nach der botanischen Station der Linnaea in Bourg-Saint Pierre, nach den Sanatorien von Leysin, nach dem Stausee von Barberine — und zuletzt eine kleine Rundreise zum Besuch der schweizerischen Universitätsstädte . . .

Auch sie dürfen sich sehen lassen!

Eugénie Dutoit.

Lehrreiche Zahlen.

Die schweizerische statistische Gesellschaft hat kürzlich den Versuch einer Gegenüberstellung von Gesundheit und Sittlichkeit gemacht. In Kürze mögen einige Posten dieser Gegenüberstellung folgen.

Die Sterblichkeit ist seit 1870 um die Hälfte zurückgegangen, für Epidemien sogar um das Vierfache. Die Sterblichkeit infolge von Tuberkulose ist ebenfalls zurückgegangen, jedoch in viel geringerem Maße, als die Sterblichkeit infolge anderer Krankheiten. Die Tuberkulose ist immer noch die Ursache von mehr Todesfällen als alle übrigen Krankheiten zusammengenommen. Während die Blennorhagie sich gleich bleibt, geht die Syphilis erheblich zurück.

Nun die andere Seite: Der Alkoholismus bildet hier einen erheblichen Posten. Unser Alkoholverbrauch in der Schweiz übersteigt um das Vierfache die Norm einer mäßigen Konsumation. Von 1881 bis 1920 sind 10,000 Personen an den Folgen des Alkohols gestorben. Einer der ersten schweizerischen Statistiker auf diesem Gebiet, Professor Milliet, sagt: „Der Alkoholismus ist nicht nur durch die Ausgaben für Krankheit und Todesfälle ein erheblicher Posten in unsern Passiva, sondern namentlich auch durch die sinnlose Vergeudung an Zeit und Geld, durch den Widerwillen gegen die Arbeit, durch den Ruin des Familienlebens und den Sittenverfall, den er nach sich zieht."

Das Verbrechertum scheint, nach unvollständigen Statistiken, die wir hierüber besitzen, sich ungefähr gleich zu bleiben. Der Mord ist sogar zurückgegangen. Anders steht es mit dem Selbstmord, der bei uns eine höhere Ziffer erreicht hat, als in den meisten andern Ländern. 1920 wurden 876 Fälle von Selbstmord verzeichnet. Auch hier ist der Alkohol vielfach die Ursache. Die letzte Statistik schreibt ihm 17½ Prozent aller Selbstmorde zu. Die Anzahl der Frauen, die sich das Leben nahmen, hat sich seit 1870 verdoppelt.

Die illegitimen Geburten gehen zurück. Gegen 4800 im Jahre 1914 werden für 1922 deren 3600 verzeichnet; sie stehen demnach im Verhältnis zu der Zahl der legitimen Geburten. Von 1910 bis 1920 fanden 10,000 Vereheliehungen mehr statt, als von 1900 bis 1910; dagegen 104,000 Geburten weniger.

Die Ehescheidungen sind von 4410 in den Jahren 1886 bis 1890 auf 9119 in den Jahren 1916 bis 1920 gestiegen, haben sich also mehr als verdoppelt.

Der Stand der Sittlichkeit auf den übrigen Gebieten kann nicht mit Zahlen gemessen werden. Man ist auf mehr oder weniger willkürliche Schätzungen angewiesen.

Was folgt aus diesen Angaben?

Unser Gesundheitszustand ist gut. Er wird sich noch verbessern, wenn man noch energischer ankämpft gegen die Tuberkulose und namentlich auch gegen den Alkoholismus.

Viel weniger befriedigend ist der Stand unserer Sittlichkeit und man sieht hier kaum Anzeichen einer Besserung. M. St.

Zum Gaskrieg.

Der Gaskrieggedanke: das ist das Gericht, das die Menschheit über sich selber hält. So hat die Menschheit sich in Gier und Habsucht losgelassen, daß diese Gier und Habsucht sich selber überschlägt: ums Haben einander in infernalischer Weise mit Gift vertilgen! Wir werden uns umbringen und wir sollen uns umbringen, wir sind reif. Damit, daß diese Taten und dieses Planen möglich sind, ergeigt sich: die Menschheit ist so tief in die Gemeinheit gekommen, daß es Zeit ist für sie, sich auszutilgen. Immer noch sprechen wir von unseren Fortschritten gegen andere Zeiten, immer noch sprechen wir von unserer Kultur, immer noch nennen wir uns Christen und haben die Bibel unter dem linken Arm, wenn wir mit der rechten Hand unser Giftgas mischen; nicht nur mit den Giftplänen allein, sondern noch weit darüber hinaus mit der Kombination von Giftplänen und dem Betonen von Kultur ist ein Maß von schmählicher Niedrigkeit erreicht, mit dem die Menschheit zum Himmel stinkt. Wir sind dabei angekommen, Kultur sei etwas, wovon man nur laut zu fasseln brauche, so habe man sie, so sei das Leben erfüllt von ihr. Wir sprechen gegen den Gaskrieg, weil wir seine Entsetzlichkeit fürchten; es reinigt uns nicht, wenn wir dieses Symptom dessen, was wir sind, wegtun. Die gierige Menschheit wird einsehen, daß Kriege unpraktisch werden um ihre Ziele zu erreichen; aber sie wird nach dieser Einsicht nicht weniger gierig sein. Die Erde ist reif, aufzubrennen und sich zu vernichten; es ist ihr nicht gelungen mit den Wesen, die sie bevölkern; wir sind dem Herrgott nicht gelungen. Allerdings sollen wir lieber in Atome zerschelli in die Luft fliegen, als zu einer Gemeinheit mittun, die nicht überboten worden ist in der Weltgeschichte. In den früheren Zeiten hat der unbeherrschte Zorn, die Wut der Despoten regiert — Karl der Große läßt 5000 Sachsen an einem Tage an der Weser hinrichten; was sind solche Ausbrüche für Harmlosigkeiten gegenüber dem, was wir, die Fortgeschrittenen, für tunlich und für möglich halten, nicht in der Wut, die immer noch etwas Menschlicheres hat, sondern in der gemeinen Berechnung und in der ebenso gemeinen Angst voreinander. Nicht um irgendwelcher Ideale willen, darum handelt es sich nicht; auch Mittel sind verräterisch für Zwecke. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht", so lernen wir in der Schule deklamieren. Aber wir mischen unsere Gase.

Das Chaos ist wieder da. Die Erde muß wieder einschmelzen, was auf ihr wächst. Ein Volk, das von Kultur spricht, kann sich nur in Empörung erheben gegen diesen Gedanken, kann sich nur vernichten lassen und zum Opfer bringen für das Zeugnis, daß dergleichen nicht geschehe, nicht geschehen kann und nicht geschehen soll. Es nützt durchaus nichts, daß wir die Hände ringen und sagen: Gott, du siehst es; Menschheit hat sich selber zu erziehen. Es nützt nichts, daß ein Volk sagt: die andern machen es, wir müssen es auch machen. Wir müssen nicht. Es ist würdiger, ausgetilgt zu werden und damit zu verkündigen, daß nichts, was nur mit Gemeinheit erworben werden kann, ein anständiges Sterben aufwiegt — das anständige Sterben eines ganzen Volkes aufwiegt. Statt dessen sprechen wir von Kulturgütern; die Menschheit, die es dahin gebracht hat, wie wir, hat ihre Kulturgüter nicht zu nutzen verstanden, hat nichts zu lernen verstanden, als nur wieder in das Chaos zu gehen. „Machet euch die Erde untertan" — wir sind vergewaltigt von unseren erworbenen Fertigkeiten, von der Geschicklichkeit, Zerstörerisches herzustellen; darunter beugen wir uns; und dem opfern wir Anstand, Ehre, Menschentum; die Höllengeister, die wir gerufen haben, vermögen wir nicht zu regieren, sie regieren die Welt, sie ziehen uns in ihre Welt hinein.

Man sinnt darauf, wie man sich schützen könne gegen den Gaskrieg — man begreift nicht: das Ende unserer Welt ist gekommen, sie zerfällt, die Auflösung ist da. Ein schmähliches Ende einer Menschheit, die den Christusgedanken einmal emporgetragen hat. Es ist ein etwas läppisches Ende für die zu Zeiten doch sehr hochgemut sich gebende Menschheit — ein grotestes; der Satan könnte sagen: ein lächerliches Ende, beinahe ein Witz. Unter den bösen und schauderhaften Witzen, die die Weltgeschichte manchmal hat, der fürchterlichste, der durchschlagende, der endgültige. Es gilt das Ende. Und ihr Maul überfließend von Humanität und Bildung geht die Menschheit in dies ihr Ende. Es ist das Ende mit uns und es soll das Ende sein. Wir können nicht mehr weiter leben mit der Schande, die wir über uns gebracht haben. Unsere Pfarrer werden Gottesdienste halten, wenn dieser Krieg kommt, den wir nur mit den Eigenschaften in uns führen können, die der Satan verwaltet, und werden den Herrgott um Wohlvergiftung des Feindes bitten. Die Pest ist ausgebrochen in den Seelen der Menschen. Der Einzelne, der davon verschont ist — und wer ist verschont! — hat nur noch die Aufgabe, mit Würde und Anstand zu sterben. Man rede nicht von Unschuldigen. Niemand hat sich für unschuldig zu halten an dem Stande der Kultur; es gibt keine Unschuldigen, wir sind alle schuldig.

Das Chaos ist da. Früher stieß man den Henker von sich, er war unehrlich, es beleckte, mit ihm zusammen zu sein. Es wird keine Krieger mehr geben in dem künftigen Krieg, keine Ritterlichkeit — jedermann wird Henker sein; das ist der Fortschritt der Vorurteilslosigkeit; der Krieg wird von lauter Henkern gemacht werden. Mit dem Unterschied gegen die zünftigen Henker nur, daß man die Hinrichtung an den Menschen vornimmt, die sonst nicht vor den Henker gestellt werden. Mit Stolz und Eifer wird man dies neue Henkertum predigen und sich dazu drängen. Wir sind uns zu nichts mehr zu gut. Und weil das so ist, weil wir es dahin gebracht haben: so mache man den Gaskrieg, damit es mit dieser Henkermenschheit ein Ende nehme und alles in Habgier sich gegenseitig vertilge. Bei uns, die wir so weit gekommen sind, die wir umgekommen sind, ist es eine durchaus unwichtige Frage, auf welche Weise wir nun äußerlich umkommen: ob wir uns vergiften, ob wir uns hängen, ob wir uns ausbluten, es ist sehr gleichgültig, es ist unerheblich. Wir sind mit unserer inneren Vernichtetheit reif für die äußere Vernichtung, wir sind reif und wir sind überreif. Die Menschheit hat sich zu Tode gelebt, sie ist aus der Bahn des Lebendigen gegangen, in die seelische und moralische Verödung; sie hat sich in die Salzwüste verloren, aus der nichts mehr kommt, in das Verdorrte, aus dem nichts mehr gedeiht. Wir vernehmen uns selber nicht mehr, wir hören das Donnern Gottes auf dem Berge nicht mehr. Wir sind nicht mehr die aus der großen Mutter Natur Hervorgeborenen, die Kinder der Erde nicht, wir sind nur noch, was auf ihr schmarotzt; das, was mit Wurzelfasern nicht mehr mit ihr zusammenhängt. Wir brauchen keine Sündflut, wir haben uns selbst zerstört. Noch nie — was sie auch getan habe — hat die Menschheit sich selber derartig verlassen und verraten.

Wir leben die apokalyptische Zeit. Der „Greuel der Verwüstung" ist gekommen, von dem der Prophet spricht: „inwendig in uns". Gäbe es ein Volk, das einen solchen Krieg nicht führte, das lieber umkäme mit allen die es ausmachen, so fände unsere Welt ein reinlicheres Ende. Dieses Volk gibt es nicht — damit ist die Menschheit gerichtet.

Marie Luise Enckendorff.

Freunde: etwa fünfundzwanzig im ganzen, ohne die größeren fremdrassigen Hunde. Oft begleitete mich wohl ein halbes Dutzend auf den Streifzügen durch Garten und Feld, was mir in der Abenddämmerung besonders angenehm war. Nicht daß ich ängstlich gewesen wäre, aber es gab doch auch Landstreicher in der Gegend. Meine Sensibilität erwachte, und die Phantasie schuf neue Bilder und — ich wußte mich von meinen vierbeinigen Freunden gut bewacht. Und jetzt: wie reizend hätte sich doch so ein schwarzes, braungefleckte Dackelchen neben dem schwarzbraunen Mandasulein gemacht! Etwa eines als Vorläufer und ein weiteres als Nachhut! Ob da unser Negerlein nicht übers ganze Gesicht gelacht hätte? Aber das ließ sich nun nicht mehr machen, und wir drei anspruchslosen Kinder waren auch so mit unserm Los zufrieden . . .

Daß unsere Gespräche nicht gerade welterschütternden Inhaltes waren, läßt sich denken. Das primitive Anning begnügte sich mit einigen schüchtern gestammelten Worten als Antwort auf meine Fragen; im übrigen suchte sie ihre Ungewandtheit hinter einem permanenten Verlegenheitslachen zu verbergen. Mandasu redete ein Gemisch von Lettisch und kaum verständlichem Kauderwelsch eigenster Erfindung: eine Neger-Kindersprache. Seine Entwicklung ließ natürlich zu wünschen übrig, weil Frau Abdallah sich nicht mit ihm abgeben konnte, und sein ständiger Umgang, die Viehhüterskinder, waren selbst nichts weniger als begabt. Mandasu aber sah man wenigstens an, daß es ein aufgewecktes, lebendiges Kerlchen war. Was hätte es nicht alles zum Ausdruck gebracht, wenn es nur gekonnt hätte; die fehlenden Worte ersetzte es durch Gesten und eben jenen selbsterfundenen Jargon.

Die Badestelle war erreicht. Wie glatt und einladend die spiegelnde Wasserfläche dalag! Bei ihrem Anblick fuhr mir ein Gedankenblitz durch den Kopf: Mandasu mußte noch einmal in den Fluß, seine Schwimmfähigkeit zu beweisen.

Du, Anning, kleiden wir den Mandasu wieder aus: er soll nun zeigen, daß er schwimmen kann. Anning lachte einfältig vor sich hin und nickte ihr stummes Ja zu mit dem Kopfe. Das war so ihre Art bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit: sie verstand es nicht besser. (Fortsetzung folgt.)

Von Büchern.

Matka Boska

von Cécile Ines Loos.

(Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1929.)

Es ist ein kühner Wurf, den C. J. Loos mit ihrem Erstlingswerke gewagt hat. Getrieben von einer stark ethisch gerichteten Weltanschauung, geht sie über die Darstellung der Einzelschicksale hinaus bis zu der Erörterung der letzten Fragen menschlichen Daseins, seinen Verstrickungen im Bösen und seiner endlichen Befreiung durch die erlösende Tat der Liebe. Man würde daher dem sehr ernst gemeinten Werke Unrecht tun, wollte man es allein als ästhetische Kundgabe werten; andrerseits darf aber nicht übersehen oder verschwiegen werden, daß die künstlerische Formgebung der Weite der Problematik nicht voll entspricht.

Dem ersten Teile des Buches gegenüber gibt es keine Bedenken. Er ist in sich restlos geglückt (welch eine glänzende Novelle!) und man sagt nicht zuviel, wenn man ihn vollkommen zu nennen wagt. Die Bauerndirne Meliska steht in einer Bildhaftigkeit ohnegleichen vor dem dunkeln Horizont der polnischen Landschaft. Ihre glücklose Kindheit, in die als einziges Licht der ärmliche Goldschimmer eines Muttergottesbildchens, der Matka Boska, hineinfällt, ihre dumpfen, triebhaft erwachenden Regungen, Besitzwut und Dieberei, sind mit jener nachtwandlerischen Sicherheit gezeichnet, die nur der ursprünglichen und starken Begabung vergönnt ist. Dem Wagnis, einem von aller Kultur unberührten Menschen Gestalt und selbst innere Gestalt zu geben, wird hier Erfüllung. Welche Abgründe des Schreckens reißt in diesem primitiven Geschöpfe allein die erste Fahrt mit dem harmlosen Provinzbähnchen auf: „Noch nie in ihrem Leben ist Meliska bis jetzt in einer Eisenbahn gefahren. Es erweckt in ihr ein unangenehmes Gefühl, so rückwärts durch die Dinge gerissen zu werden. Daß man sich in einer Eisenbahn auf die andre Seite setzen und auch vorwärts fahren kann, weiß sie nicht. Meliska ist genau auf dem Flecke sitzen geblieben, wo der Bahnangestellte den Koffer mit den weißen Buchstaben hingehoben hat. Es ist wenig Licht in dem Wagen, und das kleine Fensterchen kaum so groß, daß ein Pferd seinen Kopf durchstrekken könnte. Wie angenagelt sitzt Meliska auf dem Koffer und starrt mit ihren runden Augen durch die Oeffnung, an der sie tausend Dinge in rasender Eile vorüberstürzen sieht. Und sie erschrickt und weiß nicht, was sie davon halten soll, daß Berge tanzen, als wären es Schulkinder, und Telephondrähte wie ein Springseil auf und nieder schnellen. Sie sieht große Bäume vorüberstolpern und Häuser sich plötzlich merkwürdig und schief an den Boden ducken, und sie wartet auf den Augenblick, wo sie selbst mitsamt dem Koffer aufflattern wird. Himmel und Erde erscheinen ihr in ungehöriger Bewegung zu sein, und sie würde sich durchaus nicht wundern, wenn plötzlich die Sterne wie Feigen vom Himmel fielen, oder die Sonne zerbrochen auf der Straße läge. Kein Priester und keine Kirche kommt ihr mehr sicher vor in diesem ungeahnten Wirrwarr der Dinge. Mit der Zeit rollen sogar die Ochsen- und Schafställe umher und fegen über die Diele des Wagens. Meliska muß an den Jüngsten Tag denken, von dem der Priester in der Kirche einmal gesprochen hat, und an welchem die Gottlosen vor lauter Besinnungslosigkeit an den glatten Wänden der Häuser hinaufklettern werden. Meliska hat damals den Trost in sich gehabt, daß sie nicht zu den Gottlosen gehöre, sondern wirklich zu den Frommen, vielleicht sogar zu den Auserwählten, weil bei Gott alles möglich ist, aber hier in der Eisenbahn kommt ihr dieser Trost abhanden. Es scheint ihr, daß es Dinge geben könnte, die nicht einmal mit Kirchengehen gesühnt würden. So, als ob eines Tages sogar das Herz vor Gott gefordert würde. Das einfache, nackte Herz, ohne alles Weitere. Und Meliska schaudert bei dem Gedanken, daß sie jetzt und zu dieser Stunde hinausfliegen könnte, und alles durcheinanderwirbeln, das Herz und die Berge und die Telephondrähte und der Koffer und die Ochsenhäute, die wie losgelassene Teufel mit ihren langen Schwänzen um sich schlagen. Noch nie

Heilkräftig gegen Schwäche und Nervosität wirkt

Elchina Elixir oder Tabletten

Orig. Pack. 3.75, sehr vorteilh. Orig. Doppelpack. 6.25 i. d. Apoth

Anstaltsversorgung, nützt sie etwas?

Die befristete Anstaltsversorgung Erwachsener ist ein Problem, das den Fürsorgestellen viel zu denken gibt. Der Laie pflegt schnell damit fertig zu werden, wenn er sich überhaupt jemals damit beschäftigt. Die allgemeine Meinung geht dahin, daß von solchen Versorgungen wenig Heil zu erwarten sei, und daß ein Menschenleben, das in bewußtem Alter in falscher Richtung verläuft, kaum mehr zurechtgebogen werde. Sogar Fürsorger und Anstaltsleiter können sich in schweren Zeiten, in denen sie unter dem frischen Eindruck eines Mißerfolges stehen, solch lähmender Gedanken nur schwer erwehren und fragen sich: „Hat denn unsere Arbeit einen Sinn, oder ist sie ein Faß ohne Boden?"

Es wurde nun in einer solchen Anstalt der Versuch gemacht, die Versorgungsresultate festzustellen. Das Heim ist seit 20 Jahren in Betrieb. Mancherlei Frauen und Mädchen haben da für eine Zeitlang eine Heimstätte gefunden, ledige Mütter, die samt dem Kind aufgenommen werden, damit im Zusammensein die Mutterliebe erwachen kann, Arbeitsscheue und Gefährdete, Pathologische und Beschränkte, die Zucht und Ordnung lernen sollen, aber auch völlig gestrandete Existenzen, die ohne jede Hoffnung auf Besserung für ein oder zwei Jahre unterkommen. Da die Erfahrung gelehrt hat, daß mit kurzfristigen Versorgungen bei Erwachsenen wenig erreicht wird, ist seit mehreren Jahren die zweijährige Versorgungszeit obligatorisch. Die Untersuchung erstreckt sich nur auf solche länger Versorgten. Es kamen 175 in Betracht.

Die große Mehrzahl der Pfleglinge stand zur Zeit der Versorgung im Alter von 20—30 Jahren. Doch begegnen uns unter der bunten Schar sowohl Aeltere als Jüngere, von der 17jährigen Ausreißerin mit dem hemmungslosen Freiheitstrieb bis zur 40jährigen, zmal vorbestraften Trinkerin und Vagabundin. Eines haben fast alle gemeinsam: sie stammen mit wenigen Ausnahmen aus verwahrlosten Verhältnissen; sie sind Trinkerkinder oder wurden früh Waisen, sodaß sie ohne feste liebevolle Leitung aufwachsen mußten. Nur etwa zehn sind, wie uns ausdrücklich mitgeteilt wurde, mißratene Töchter rechtschaffener Eltern, während mehr als 20 selber illegitim geboren wurden.

In dem freundlichen Heim, das lieblich im Grünen liegt, und dessen Türen unverschlossen sind, erlernen alle gründlich das Waschen und Glätten, die Geschicklichkeit auch das Nähen; sie *sollen nach der Versorgungszeit als erwerbsfähige* Menschen ins Leben hinaustreten. Aber das Hauptanliegen der Anstaltsleitung ist daß der Wille zum Guten in den verwahrlosten Gemütern geweckt und soweit gestärkt werde, daß er zum dauernden Halt wird.

Wie sieht nun der Erfolg aller Bemühungen aus? Durch Nachforschungen bei den Gemeindebehörden und Fürsorgestellen war man imstande, sich ein Bild vom Leben der Pfleglinge nach dem Austritt zu machen und das Resultat der Versorgung danach zu beurteilen. Doch sind alle derartigen Urteile von relativer Gültigkeit. Ein Menschenleben mit seinen vielerlei Möglichkeiten, seinem oft ganz unerwarteten Verlauf kann nur annähernd gerecht zensiert werden, zumal bei pathologisch Veranlagten, zu denen ein Großteil der Anstaltspfleglinge gehört. Diese Schwierigkeit in der Beurteilung von Versorgungsresultaten, die Unmöglichkeit, klar und eindeutig Erfolg und Mißerfolg zu buchen, erwecken bei Außenstehenden leicht den Eindruck, bei den Versorgungen „komme überhaupt nichts heraus".

Bei 94 von 175 einstigen Anstaltsinsassen, also bei mehr als der Hälfte, kann man einen guten Einfluß der Versorgung feststellen. Das heißt aber nicht, daß nun alle diese Leben tadellos verlaufen seien. Bei 39 Frauen und Mädchen kann man sagen: Sie sind seit ihrem Austritt auf gutem Weg, dienen in rechten Stellen, und aller Voraussicht nach werden sie auch in Zukunft nicht so schnell aus der Bahn geworfen werden, da sie einen festen inneren Halt gewonnen haben. 14 von ihnen sind ordentlich verheiratet. Eine rechte Heirat — sie braucht nicht ideal zu sein — ist für diese in Unordnung aufgewachsenen Mädchen die sicherste Rettung. Ihre Sehnsucht nach einem eigenen Heim ist sehr groß, so groß, daß sie nicht selten an einem Fehltritt schuld ist.

Sehen wir uns ein Leben an, das einen günstigen Verlauf genommen hat. X, ein leidenschaftliches Geschöpf, das zwei illegitime Kinder geboren hatte, litt schwer an den physischen Folgen ihres lasterhaften Lebenswandels. Sie ist seit der Versorgung nie mehr rückfällig geworden, ist in ihrer Heimatgemeinde Sonntagsschullehrerin und verdient mit ihren verkrüppelten Händen, was sie kann.

Ein ganz anderer Typus ist Y. Auch sie ist Mutter eines illegitimen Kindes. Sie gab sich Mühe, konnte aber auch nach der Entlassung nicht ganz über ihre Leidenschaften Meister werden. Glücklicherweise stand sie unter Vormundschaft, sodaß man sie rechtzeitig wieder versorgen konnte. Diesem Mädchen konnte nur Verheiratung Ruhe bringen. — Sie betreibt jetzt selbständig ein Wäscherei- und Glättereigeschäft. Die Eheleute haben einen guten Ruf und gelten für rechtschaffene und arbeitsame Leute, sodaß Antrag auf Aufhebung der Vormundschaft gestellt wurde.

Y. gehört allerdings auf eine andere Linie als X., da sie rückfällig geworden ist. Wir rechnen sie unter die 55, die zwar zurechtgekommen sind, aber den Fürsorgestellen je und je Mühe machen. Einige halten es wegen ihres schwierigen Charakters und hysterischen Anlagen nie lange in der gleichen Stelle aus, andere unterlagen nach mehreren Jahren einer Versuchung, unterstellen sich aber wieder der Fürsorge, sodaß man ihnen weiterhelfen kann. Für diese Menschen sind in erster Linie die Fürsorgestellen da, deren Arbeit eine notwendige Ergänzung und Weiterführung der Anstaltserziehung darstellt.

Ein Laie, der diese Resultate bescheiden finden möchte, muß sich das Eine klar machen: Sehr viele von diesen gefährdeten Menschenkindern sind nicht durch bloße Charakterschwäche oder gar einen „Hang zum Bösen" auf unrechte Wege gekommen; sie sind schwachsinnig oder haben eine pathologische Veranlagung. Solche Uebel kann auch die beste Anstaltserziehung nicht beheben. Aber sie vermag auch bei diesen Armen etwas: Sie pflanzt in diese defekten Menschen einen Begriff von dem, was recht ist, und weckt in ihnen das Vertrauen zu der Leiterin oder Fürsorgerin, sodaß sie wissen: Es gibt einen Menschen, der es gut mit mir meint und zu dem ich gehen darf, wie und wo ich auch sei. In vielen Fällen darf man dankbar sein, wenn soviel erreicht wird. Dann besteht die Möglichkeit, auch solche unselbständige Geschöpfe vor Fehltritten zu bewahren.

Es gibt pathologische Menschenkinder, die trotz der vielen großen Mühe, die sich die Fürsorgestellen mit ihnen machen, immer wieder umfallen, die aber doch nicht dauernd in ein Irrenhaus gehören. 10 Anstaltsinsassinnen sind unter diese zu rechnen und den negativen Resultaten zuzuweisen.

Im ganzen zählen wir 81 resultatlose Versorgungen. Das könnte bedenklich scheinen. Die Zahl schmilzt aber erheblich zusammen, wenn die Gestorbenen und die 23, von denen wir keinen Bericht mehr erhalten konnten, abgerechnet werden; es kann dies ein gutes Zeichen sein, da also die Betreffenden nicht mehr mit den Behörden zu tun hatten. Zu den 10 Pathologischen kommen noch die 18, die wegen Geisteskrankheit, Alter oder Schwachsinn in eine andere Anstalt verbracht werden mußten, sowie die fünf, die bei der Einweisung schon zu alt und nicht mehr erziehungsfähig waren. Es bleiben 15 Versorgungen, die ohne ersichtlichen Grund resultatlos geblieben sind. Etwas Positives läßt sich bei ihnen allerdings auch sagen: Fast alle dieser meist schwer belasteten Mädchen haben nach dem Austritt einen Anlauf zum Guten genommen und sich ein paar Monate oder sogar ein Jahr gehalten. Aber als eine große Versuchung kam, sind sie ihr unterlegen und haben sich nicht mehr zurechtgefunden.

Vielleicht denkt mancher, das seien keine überwältigenden Resultate. Doch mag sich ein jeder etwa an eigenen Erfahrungen klar machen, wie unsäglich viel es braucht, bis ein Mensch sich innerlich wandelt. Daran gemessen ist es nichts Kleines, wenn die Hälfte der Pfleglinge den rechten Weg gefunden haben oder ihn doch immer wieder suchen. M. B.

Die Forderungen der ägyptischen Frauenrechtlerinnen.

Frau Charui, die Führerin der Frauenbewegung in Aegypten, ist eine sehr elegante Dame, die einen Bubikopf und europäische Toiletten trägt. Sie empfing eine englische Besucherin, Lady Horne, in ihrem im Louis XV.-Stil eingerichteten Salon und gab ihr bereitwilligst Auskunft über die Forderungen und Ziele der Frauenbewegung des Nil-Landes. „Wir verlangen für die Frauen dieselben Rechte, wie sie die Männer besitzen", sagte sie, „und wollen die Gewißheit haben, daß wir nicht mehr so ungerecht behandelt werden können wie in der Vergangenheit. Ich werde diese Anschauungen demnächst auf verschiedenen Konferenzen Europas vertreten. Die wichtigste Reform, die wir durchsetzen müssen, ist die der Heirats- und Scheidungsgesetze. Der Koran sagt zwar", fuhr Frau Charui fort, indem sie sich eine neue Zigarette ansteckte, „daß ein Mann vier Frauen haben darf, vorausgesetzt, daß er sie alle gleich liebt und alle gleich behandelt. Aber das ist natürlich lächerlich, denn es ist unmöglich. Die noch geltenden Scheidungsgesetze bedeuten für uns eine unerträgliche Erniedrigung. Ein Ehemann braucht nur zu seiner Frau, sogar nicht einmal in Gegenwart von Zeugen, zu sagen: „Ich scheide mich von Dir", und dann ist die Sache erledigt. Die Frau hat keine Möglichkeit, diese Willkür anzufechten, und ihr selbst ist es nicht gestattet, ihrerseits sich überhaupt von ihrem Mann zu trennen. Die ägyptischen Ehemänner sind zwar in Geldsachen großzügig und gewähren der Frau einen Anteil an ihrem Einkommen, aber alles liegt in ihrem Ermessen, und deshalb muß die Frau auch finanziell Unabhängigkeit in der Ehe anstreben. Unsere Ideen haben bereits unter den oberen Klassen viele Anhängerinnen gefunden, aber in den mittleren Klassen bestehen noch die alten Vorurteile. Im Bauernstand hat die Frau sich zwar bereits eine gewisse Selbständigkeit erobert, aber nur dadurch, daß sie die schwerste Arbeit auf sich nimmt und freiwillig dem Mann als Lasttier dient. Die Forderungen die wir in erster Linie durchsetzen wollen, sind die folgenden: 1. daß der Mann nur eine Frau haben darf. 2. daß er sie mit Achtung und Liebe behandelt. 3. daß sie finanziell unabhängig ist, und 4. daß ihr die Möglichkeit gegeben wird, die Scheidung durchzusetzen, wenn sie unglücklich ist. Sodann soll die Frau nicht mehr, wie es noch immer üblich ist, ohne ihren eigenen Willen einem Mann übergeben werden dürfen, den sie noch nie gesehen hat, sondern sie muß das Recht der freien Entschließung haben, und es muß ihr Gelegenheit geboten werden, vorher ihren Zukünftigen kennen zu lernen."

„Nacht über Rußland".

Von Marie Speiser, cand. theol.

(Schluß.)

In den ersten Jahren nach ihrer Freilassung war Wera verbannt in eine Kleinstadt im nördlichen Rußland. Sobald ihre Gesundheit von den Strapazen der Festungszeit einigermaßen erholt und an das rauhe nordische Klima gewöhnt war, erwachte in ihr der Drang, für die Bevölkerung der Gegend etwas zu tun. Erfinderisch und einsichtig wie sie war, fiel es ihr nicht schwer, bald Gelegenheit dafür zu finden. Die große Armut der Leute brachte sie auf den Gedanken, unter ihnen eine Industrie einzuführen; sie versuchte es nacheinander mit Korbflechterei und mit Töpferei. Sobald aber die Polizei dem auf die Spur kam, wurde jeder solche Versuch streng untersagt. Man kann sagen, es war ihr polizeilich nicht erlaubt, ihrem Leben einen Inhalt zu geben! Darum fehlte ihrem Leben die Bestimmung. Und doch meinte sie, es ohne das nicht aushalten zu können! „Ich bedurfte eines Zieles . . . ich bedurfte der Hindernisse im Leben, die man überwinden müßte . . . und es gab kein erreichbares und bestimmtes, erhabenes und festes Ziel . . . da war kein Leuchtturm, der immer vor Augen gewesen wäre . . . und zu dem man hätte hinlaufen müssen — nein . . . ein Hin- und Herschwanken und Zweifeln: Wie man zu leben habe? Wovon man zu leben habe? Warum man zu leben habe? . . . Keine Einheit war mehr vorhanden, überhaupt kein Kollektiv, kein Verband, an den man den langen Spinnwebfaden seines Lebens voller Vertrauen und Liebe hätte knüpfen können . . . Bis dahin hatte es nie an irgend einem Kollektiv gefehlt, dem man sich selber, sein Hab und Gut, seine Kräfte restlos hingeben konnte: zuerst war es die Familie gewesen, dann die Schule, danach die Universität, das revolutionäre Milieu, die Geheimgesellschaft . . . immer war über dem Leben die Losung gestanden: „Für diese oder jene" . . . Und nun die Leere: Wie soll man leben? Wofür soll man leben? Warum soll man leben?" . . . Belastet von dieser Frage schleppte sich das einsame inhaltlose Leben der Verbannten dahin. Alle Existenzberechtigung war ihr abgeschnitten. Vom Tag an, wo sie des Daseins für Andere beraubt worden war, d. h. vom Tag ihrer Entlassung aus dem Gefängnis an, erhob sich drohend die Frage, „wie, welcher Sache und wozu ich überhaupt noch leben sollte"; Wera nennt es „die Frage nach dem Ziel und dem Sinn des Lebens".

Diese Frage, das große Warum? Wozu? ist eigentlich das Thema der letzten 200 Seiten ihrer Memoiren. Wera Figner beschreibt ihr Dasein unter der Last dieser Frage mit den verschiedensten Worten und Bildern: „Die Seele ist erstarrt, erfroren, gelähmt . . ." ein andermal: „ich lebe in physischer und moralischer Hinsicht auf einer schiefen Ebene" . . . „ich habe das Gleichgewicht verloren . . ." Oder die Frage wird mit einer schweren Last verglichen, der man nicht im Stande wäre, auch nur ein Lot beizufügen, ohne zusammenzubrechen.

Vollends unerträglich wurde der Zweifel am Sinn und Zweck des Lebens, als sie, in ihre Heimat im südlichen Rußland zurückgekehrt, auf dem Gut ihres Bruders lebend, Dinge erleben mußte, die ihr solche Einblicke in das Wesen des Menschen gaben, daß es so weit kam, „daß es einem vor den Menschen graute". Das kam so: bei einer Teuerung wurde ihr die Aufgabe übertragen, eine ansehnliche Geldsumme unter die Bauern zu verteilen. Wera suchte diese Pflicht mit gewissenhafter Gerechtigkeit zu erfüllen. Aber die Leute gerieten in eine unheimliche Gier und versuchten das Geld oft mit Betrügereien und Schwindeleien an sich zu bringen. Damals ist Weras Glaube an die Zuverlässigkeit der Menschen zerbrochen. Sie kann jetzt von sich und von ihren Freunden der 80er Jahre sagen: „wir waren Idealisten." Und mit einem leisen Beiklang von Selbstironie erzählt sie von dem alten Sonderling im nördlichen Küstengebiet, der dort, in einer Gegend, wo die Kälte nicht selten 35 und 40 Grad erreicht, eine Obstbaumkultur anpflanzen will. Jahr um Jahr versucht er es; alljährlich erfrieren seine kostbaren Fruchtbäume jämmerlich: ach — „er lebt im Glauben, er könne seine Apfelbäume zwingen, zu blühen und Frucht zu tragen!" So hat sie die Menschen zum Guten und zum Fortschritt zwingen wollen! Sie hat, als sie sich gütlich nicht dazu bringen ließen, es mit Gewalt versucht, und es ist nicht gelun-

---

hat sich Meliska so nach ihrem Tode und dem Gericht Gottes gefühlt, wie im Viehwagen dieses Eisenbahnzuges. Und sie möchte schreien dieser Teufel wegen, die im Wagen umherhüpfen, als wäre das bloß ein Fest für sie, aber sie wagt nicht einmal die Stimme aus ihrem Munde zu lassen, aus Angst, das Herz könnte mit kommen und plötzlich und ungerufen vor Gott stehen. So klammert sie sich denn verzweifelt am Koffer fest, der sie mitsamt dem Herzen rückwärts in die Hölle reißt."

Mit Meisterschaft wird auf dieser einen Bahn- und Magenfahrt das Schicksal Meliskas mit dem Geschick ihrer Herrin, der abenteuerlichen Fürstin, versponnen. Diese ersteht, von gespenstischen Lichtern erhellt, als Meliskas Gegenspielerin in dem dunkeln Drama der Leidenschaften. Der von blutigen Sagen umwobene Rubinring an der weißen Hand der Fürstin, auf den Meliskas gierige Blicke gefallen sind, ist ihm der Anlaß, der Dichtein sinnfälliger Ausdruck für die verderbende Gewalt des Bösen, die sich auswirkt „im Gedritt und im Gevierl". Meliskas Ringdiebstahl wird ihr zur symbolhaften Vermählung des Bösen mit dem Bösen; denn alle Schuld der diebischen Dirne wird in dieser Tat lebendig, alle Sünden der schlimmen Herrin lodern in der Wut über den Verlust ihres Erbstückes auf. Der Untergang ihres Gehnes im Wirbel dieses Verhängnisses ist ihre letzte Folge.

Meliskas Sünde, wie alle Sünde der Welt, hat ihren Ursprung in der Trauer des Herzens über seine nichtempfangenen Freuden. Das Schicksal gibt ihr eine einzige Möglichkeit zur Errettung: die Freude der Mutterschaft. Ihre Dichterin läßt sie gesegneten Leibes einmal in die Kapelle der Matka Boska eintreten. Dort steht sie einen Atemzug lang im unwandelbaren Lichte der Göttlichkeit. Nur einen Atemzug lang, denn sie hat in den neuen Kreislauf die alte Sünde, den Ring des Bösen mit hineingezogen, der sie nun unrettbar umschließt. Das Kind, das der Quell aller Freude sein könnte, wird seiner Mutter dem geheimsten Gesetze ihres Wesens nach, nur wieder zum Besitz. Bestrittener, umstrittener, bedrohter, verfochtener Besitz. Die ganze groteskschauerliche Episode, die im Hause des reichen Juden Skadusch ihn mit drei Frauen um Leib und Seele eines neugeborenen Kindes kämpfen läßt, ist dieser Erkenntnis Beleg. Auch hier — im zweiten Teile des Romans — ist starke Dichterkraft am Werke, den an sich wenig ansprechenden Stoff — Händeleien und Intriguen triebhaft bestimmter Menschen — aus dem Zufälligen ins Bedeutsame zu heben.

C. J. Loos glaubt mit Inbrunst an die Möglichkeit, an die Notwendigkeit der Errettung, die dem Sünder durch die Tat eines liebenden Herzens zu Teil wird. Meliska und Skadusch, das Kind Sanja, sie alle warten nur darauf. Wer wird sie bringen? Die Dichterin schuf aus ihrem Glauben heraus das Bild der Retterin, die Gestalt Lelias Devran's. An ihr aber zeigt sich nun am deutlichsten der Riß, der durch die ganze Dichtung geht. Neben der wahrhaft geschauten, erlebten, schaubaren und erlebbaren Meliska steht Lelia nur blaß und schemenhaft, so daß uns ihre rettende Kraft nicht spürbar und glaubhaft wird. Ihre Geschichte, weit zurückgeführt auf Kindheit und Eltern, scheint konstruiert zu dem Zwecke, den schönen Glauben der Dichterin nicht zu Schanden werden zu lassen. Wie die bestimmende Figur Lelias besitzen auch alle anderen Menschen dieses letzten Teiles kein wahrhaftes Leben, sind bloße Faktoren in einem System abstrakter Begriffe. Die Landschaft, unter fingierten Namen wohl schweizerische Gegenden, bleibt nur Kulisse. Eine Symbolik, die mit seinen Adern Meliskas Geschichte durchflutete, überwuchert Lelias Bild, verwischt es mit den verwirrenden Zeichen einer mystischen Geheimsprache. Aber auch hier blitzt immer wieder einmal der dichterische Einfall bezwingend auf; unvergeßlich die irre Meliska, die im schönsten Staat vor ihren gestohlenen Koffern sitzt, in ihrem Wahne nun selbst zur Matka Boska geworden.

„Matka Boska", das Erstlingswerk, ist wohl keine restlose Erfüllung, aber Besseres: eine ganze Hoffnung. A. H.

Nur für Bibliotheken?

„Geschrieben von den großen zeitgenössischen Denkern Indiens" lautet der Untertitel des 1928 bei C. A. Högman in Boulogne-sur-Seine erschienenen Sammelwerkes „L'Inde et son âme".

Daß europäische und indische Frauen daran mitgearbeitet ,verraten neben dem eigenartig ornamentierten Einband schon die vielen reizvollen Schmuckleisten, zu denen die bekannte französische Graphikerin Andrée Karpelès indische Motive verwendet hat. Frauen sind auch Verfasserinnen besonders wichtiger Beiträge. Sarojini Naidu, eine große Dichterin und feurige Mitkämpferin Gandhis, hat sechs Gedichte beigesteuert, deren Erlebnisgehalt durch schlichte Liebhaftigkeit hindurchglüht. Die Engländerin Margaret Noble, bekannter noch unter ihrem indischen Namen Sister Nivedita, ist außer mit geschichtsphilosophischen Bruchstücken noch mit der wundervollen Volkserzählung von Savitri, der indischen Alceste, vertreten, und die hochgeschätzte bengalische Novellistin Santa Devi gibt in der „Unschönen Braut" ein durch feine Ironie gewürztes Gegenwartssittenbild. In einem besonderen vielgliedrigen Kapitel kommen Führerinnen der indischen Frauenbewegung zum Wort. Des Dichters Bruder, der Maler A. Tagore, verbreitet sich in liebenswürdiger, durch zehn wertvolle Abbildungen bereicherter Plauderei über die „Shandesh", eine bengalische Süßspeise, für deren Formung die Bäuerinnen außerordentlich dekorative „Model" benutzen; sogar das indische Kochrezept wird den Leserinnen nicht vorenthalten.

Unter den verdienten Uebersetzerinnen der verschiedenen Kapitel begegnet man am häufigsten und mit besonderer Freude des großen Indienfreundes Romain Rollands Schwester Madelaine Rolland, der ungewöhnliche Sach- und Sprachkenntnisse zur Verfügung stehen.

Die fünfhundert Seiten dieses „Ersten Heftes der Blätter aus Indien" bergen neben dem den indischen Frauen gewidmeten Teil noch einen fast unheimlichen Stoffreichtum: über Wissenschaft, Kunst, Musik, Literatur, Religionen und Philosophie in Indiens Vergangenheit und Gegenwart handeln einläßlich und fesselnd so hervorragende Kenner wie Sir J. C. Bose, Rabindranath Tagore, M. K. Gandhi und Ananda Coomaraswamy. Eine köstliche Beigabe bilden die das indische Folklore betreffenden Ausführungen, welche neben der Monographie eines einzelnen Urstammes Volkslieder und Sprichwörter aus den meisten Provinzen Indiens bringen.

Ihrer ganzen Anlage nach bildet diese wagemutige französische Publikation mit ihrem biographischen Teil und den sorgfältigen bibliographischen Nachweisen ein unentbehrliches Ueberfichts- und Nachschlagewerk für Bibliotheken. Doch ermöglicht ihr verhältnismäßig sehr bescheidener Preis auch dem Einzelnen, sich aus ihr auf allen Gebieten seiner östlichen Interessen eine Fülle von Anregungen und Wegleitungen zu holen. H. B.

gen, es hat sich gezeigt, daß kein Mensch den Menschen helfen kann. Jetzt steht sie vor der schwindelerregenden gähnenden Leere, vor dem Nichts, wo ihr ununterbrochen entgegentönt: warum? wozu?

Hat Wera Figner diese Fragestellung für eine krankhafte Anwandlung angesehen? Es möchte fast so scheinen; einige Jahre später ist sie auch darüber hinweg gekommen. Aber hören wir, wie sie die Befreiung von dieser schwersten Lebensstimmung schildert: „— es ist nicht etwa so, daß die Frage in einer Antwort zur Ruhe käme! — vielmehr: „es senkte sich wie ein mattes, leichtes Transparent ganz langsam auf die quälende Frage nieder: Wie soll man leben? . . . und die Hand des Lebens malte langsam Wasserzeichen hin . . . suche dennoch, versuche, wage! . . . und suche wieder!" . . .

Sie hat gesucht, versucht, gewagt! Mühsame und hingebende Arbeit hat sie geleistet für die Verbesserung der russischen Gefängnisse, und während dem Krieg für die Organisation von Bibliotheken in einem der Gouvernemente, und nach der Revolution für die Hilfeleistung an befreiten Sträflingen und Verbannten. Bis 1928 hat sie sich diesem Werk gewidmet. Ob ihr die Frage nach dem Sinn und Ziel des Lebens wohl wirklich nicht mehr zu schaffen macht? Ob der Schleier, der, wie sie sagt, sich darauf gesenkt hat, wohl nie mehr gehoben wird? Wissen wir es nicht von uns selber, wie diese Frage, einmal aufgeweckt, nur scheinbar wieder schlummern mag?

Denn es ist nicht das Symptom einer vorübergehenden psychischen Krankheit, wenn man so fragt. Wir Menschen von heutzutage sind auch gar nicht etwa die ersten, denen das zu schaffen macht. Um nur ein Beweisstück zu zitieren: In einem Schriftstück, das vor 400 Jahren verfaßt worden ist, finden wir ganz genau, ja wörtlich, die Frage der Wera Figner gestellt: „Was ist der Zweck des menschlichen Lebens?" So wird gefragt im 1545 von Calvin verfaßten Genfer Katechismus. Das ist gar nichts anderes als unser Warum? Wozu?

Hier allerdings folgt auf die Frage eine Antwort. Man muß nicht in der peinvollen Angst sein, allem Lebensmut und aller Lebensfähigkeit zu ersterben — es gibt eine Antwort zu hören. Die Antwort heißt: der Sinn und das Ziel von allem Leben ist, daß es Gottes Ehre diene.

Wir können uns aber nicht zu schnell mit dieser Antwort im Genfer Katechismus zufrieden geben. Sofort stellt sich doch die weitere Frage: wie ist das möglich? Wie kann schuldiges Wesen in Beziehung treten zum Heiligen? Wie erst soll es zur Verherrlichung des Heiligen dienen können? Antwort: dadurch, daß der Heilige, an ihm handelnd, seine Herrlichkeit erweist. (Luther hat das einmal so gesagt: seine Herrlichkeit besteht darin, daß er als Wohltäter an uns handelt). Geschieht das wirklich? Ja, das ist geschehen. Das, gerade das ist das Evangelium. Von da aus bekommt darum das Leben einen Sinn; daher hat es einen Wert. Dadurch wird es berechtigt oder, man kann auch sagen: da wird es gerechtfertigt.

„Nacht über Rußland!" Nacht über allem Land, wo Menschen am Glauben an die Menschheit und am Vertrauen in sich selber irre werden und vor der dunklen Frage stehen: Warum? Wozu?

Aber wo das Evangelium verkündet wird, da „scheinet das Licht in der Finsternis".

M. Sp.

Die Tragödie der alternden Frau.

Schon einmal ist das Problem der Frau in reiferen Jahren behandelt worden, und zwar von einer Frau. Karin Michaelis hat in ihrem Buche „Das gefährliche Alter" offenherzig auf dieses Problem hingewiesen, das aus tiefen, umwälzenden Lebensvorgängen entsteht, die manches Frauenschicksal entscheiden. Das gleiche Problem ist nun auch von ärztlicher Seite behandelt worden in dem Buche „Die Tragödie der Frau" von Dr. med. Dannhauser (Verlag Haedecke, Stuttgart). Der Arzt geht von den Jahren aus, in denen seelisch wie körperlich ein Wechsel in der Frau vor sich geht. Die geschlechtlichen Funktionen des Körpers hören allmählich auf. Wie das Reifen einst das Mädchen zur Frau machte, so macht das Welken die Frau zur Matrone.

Parallel zur körperlichen Veränderung geht natürlich die seelische. Noch ist in diesen Jahren Hochsommer, aber die Anzeichen des Abstieges, des Herbstes, lassen sich nicht mehr verbergen. Warum nun führen diese Jahre so oft zu seelischen Krisen? Und warum findet man diese Krisen gerade in unserer Zeit zu häufig? Wir leben in einer Zeit ungeheurer Umwälzungen, wie sie die Geschichte noch nie gesehen hat. Eine solche Zeit geht erbarmungslos über alte Menschen fort. Schon der Selbsterhaltungstrieb erfordert, daß man jung bleiben will. Die Frau, seit so langer Zeit für Aeußerlichkeiten erzogen, sucht die Jugend möglichst in ihrer äußeren Erscheinung zu betonen. Die Mode paßt sich diesem Streben an. Kurze Röcke, kurze Haare, Puder, Schminke, Lippenstift tun das Ihre. Innerlich aber fühlt die Frau die Tragik des Wortes „zu spät". Sie weiß: was sie in dieser Hochsommerzeit versäumt, das läßt sich nie mehr einholen. So viele Erscheinungen unserer Tage sind ja daraus zu erklären, daß alternde Menschen glauben, nachholen zu müssen, was sie in den Kriegsjahren versäumt haben. Soviel Lebensfreude ist in diesen Jahren verloren gegangen. Aber mit allem Hasten und Jagen läßt sie sich nicht mehr einholen.

Die Frau bestimmter Kreise, die heute 40 Jahre alt ist, hatte ihr Leben mit Vergnügungen und Genüssen aller Art ausfüllen wollen. Fieberhaft sucht sie nun heute jede Gelegenheit wahrzunehmen. Dr. Dannhauser weist auf den Fasching hin, dem sich die Frau von 40 Jahren oft intensiver hingibt als die Jugend, „denn sie will ja sich und anderen zeigen, daß sie noch jung ist, noch jung sein kann." Die Frau, die in reifen Jahren ein erkünsteltes, erzwungenes Jungsein, ein krankhaftes Ausnützen aller Vergnügungen der Jugend zur Schau trägt, die Frau, die zu dieser Zeit die Kritik dafür verloren hat, was sie an körperlichem, vielleicht auch seelischem Rüstzeug im Kampf um den Mann noch zur Verfügung hat, die Frau, die auf dem Sportplatz oder im Ballsaal durch übertriebenes Betonen ihrer Jugend auffällt, ist heute eine alltägliche Erscheinung. Es ist der letzte Kampf gegen unabänderliches Geschehen. Für diese Tragik fehlt der Umgebung nur zu oft das Verständnis. Die Frau verfällt der Lächerlichkeit, erkennt plötzlich das Vergebliche ihres Kampfes, und dann kommt es zu der Nervenkrise, bei der der Arzt, weil er meist zu spät aufgesucht wird, selten wirklich helfen kann.

Wer vermag denn zu begreifen, wie einer noch vor kurzem gefeierten Frau zumute ist, wenn sie plötzlich erkennt, wie die junge Generation ihren Platz einnimmt und zur neuen Zeit eine ganz andere Einstellung hat als sie selber? Wie oft findet man, daß die Frau von 40 Jahren die Bindung mit einem jungen Manne sucht, ihm Freundin, Geliebte oder Gattin sein will? Gibt es eine bessere Beruhigung der eigenen Befürchtungen? Wie oft sucht die reife Frau auf diese Art auch eine Betätigung ihrer mütterlichen Energien! Die Enttäuschung bleibt meist nicht aus. Dann findet man, daß bei solchen Frauen plötzlich Eigenschaften zutage treten, die man früher nicht an ihnen kannte, wie Neid, Mißgunst, ja Bosheit. Ein Beispiel dafür ist das Verhältnis der Charlotte von Stein zu Goethe.

In dieser Zeit des Wechsels äußern sich auch oft krankhafte Erscheinungen. Die Sexualität wird zuweilen stärker, und der Kampf dagegen bedeutet, weil er heimlich geführt werden muß, und weil Gefühle nach Erlösung schreien, die jahrelang aufgespeichert und zurückgedrängt wurden, furchtbare Tragik, die manchmal ins Irrenhaus führt. Nur zu oft führt dieser Kampf auch zu sexuellen Verirrungen und damit zu einer Zerrüttung des Nervensystems. Das gilt namentlich für die unverheiratete Frau, die zu begreifen beginnt, daß für sie die Wege zum wahren Frauenglück immer schwieriger, seltener und unwahrscheinlicher werden. Zur Furcht vor dem Alter kommt hier die Furcht vor dem Alleinsein und die Erkenntnis, daß diese Frau für all ihren Reichtum an mütterlichen Empfindungen nie Verwendung finden wird. Diese Erkenntnis trägt oft noch zum Unglück verheirateter kinderloser Frauen bei. Die Enttäuschung einstiger Hoffnungen führt nicht selten noch zu Scheidungen nach jahrelanger anscheinend zufriedener Ehe.

Die berufliche Tätigkeit der Frau sieht Dr. Dannhauser nicht als wahre Befriedigung an. Nach seiner Meinung ist sie entweder Folge wirtschaftlichen Zwanges oder mehr zeitausfüllende Spielerei oder eben Ersatz für eigentliche weibliche Befriedigung. „Ersatz bedeutet nach der negativen Seite einen Mangel, nach der positiven Seite aber einen Gewinn. Ersatz bedeutet das kleinere Uebel." Für die Arbeiterfrau freilich fallen nach Dr. Dannhauser die meisten dieser Probleme fort. Für Erwägungen über persönliches Glück hat sie keine Zeit. Trotzdem glaube ich, daß auch ihr die körperlichen Beschwerden vielleicht sehr viel zu schaffen machen werden, wenn sie sich auch mit den seelischen Problemen weniger befaßt. Ihr Leben ist ja ganz mit Pflichten und Sorgen ausgefüllt.

Liegt hier nicht der Weg zu einer Lösung, wie die Tragödie der Frau in reiferen Jahren überwunden werden kann? Diese Tragödie ist dort am härtesten, wo die Frau es nicht rechtzeitig verstanden hat, sich ein bestimmtes Lebensziel zu schaffen. Sie darf sich nicht von der Zeit des Altwerdens überraschen lassen, sondern muß in der Jugend Schätze sammeln, die ihr nicht genommen werden können. Die Frau von heute hat die Möglichkeit, mitzuschaffen am Webstuhl der Zeit, die junge, die alte, die alternde Frau. Die Tragik der Töchter aus guter Familie, der alle Betätigungsmöglichkeiten verbaut waren, ist heute fast überwunden. Je mehr das sogenannte „Weibchen" verschwindet und je mehr die Frau sich in dem ihr zugänglichen Kreise entsprechend ihren Fähigkeiten Geltung zu verschaffen weiß, um so leichter wird sie imstande sein, seelische Krisen zu überwinden. Das wird um so eher möglich sein, je mehr auch die Frau alle Möglichkeiten ausnützt, ihren Körper in gesunden Tagen für die Jahre zu stählen, in denen er gefährdet ist. Darum muß die Frau vor jeder Art Ausbeutung, vor jedem Mißbrauch ihrer Kräfte geschützt, es muß ihr edles Wollen und ihre empfindsame Seele gepflegt und geschont werden.

Von Diesem und Jenem:

Eine Mütterschule.

In Wien ist die erste Wiener Mütterschule gegründet worden, die vor Ostern ihre ersten Kurse beendigte. Sie bezogen sich auf die Pflege des gesunden und des kranken Säuglings und auf grundlegende Erziehungsfragen. Ferner gibt es einen Kurs über Erziehungsfragen im Kleinkind- und Schulkindalter, dem einige Stunden über Krankheitserscheinungen und Pflege dieses Alters vorausgehen. Mütter, die die Nachmittagskurse besuchen, können ihre Kinder mitbringen, damit sie während dieser Zeit nicht aufsichtslos daheim sind. Die Kinder finden dann in der Kinderstube der Mütterschule Anleitung zur Betätigung und sorgfältige Beaufsichtigung. Gleichzeitig wird ein Abendkurs über grundlegende Erziehungsfragen abgehalten. Die rege Beteiligung an den ersten Kursen hat erkennen lassen, daß die „erste Wiener Mütterschule" tatsächlich einem Bedürfnis entgegenkommt. Ganz besonders stark scheint der Wunsch nach Besprechung und Klärung von Erziehungsfragen zu sein. Die Kurse, bei denen die Pflege des gesunden und kranken Säuglings am Anfang steht, wurden vorwiegend von Bräuten und schwangeren Frauen besucht. In allen Kursen findet der Unterricht nicht in der Form von Vortrag und Diskussion statt, sondern basiert auf dem Gedanken der Arbeitsgemeinschaft mit Rede und Gegenrede, Frage und Beispielsangabe. Im pflegerischen und erziehlichen Teil begleiten und ergänzen praktische Demonstrationen und Uebungen den Unterricht.

Bettenhilfe für kinderreiche Familien.

Eine solche hat die Zentralleitung für Wohltätigkeit in Württemberg organisiert, nachdem Erhebungen über die wirtschaftliche Lage der kinderreichen Familien gezeigt hatten, daß diese besonders schwer unter der Wohnungs- und Bettennot leiden. Der Wohnungsnot steht die freie Wohlfahrtspflege machtlos gegenüber, dagegen kann sie der Bettennot abhelfen. Häufig ist nämlich in den Wohnungen der Kinderreichen, besonders auf dem Lande, genügend Raum vorhanden, um die erforderliche Zahl von Betten aufzustellen, es fehlen nur die Mittel zu ihrer Beschaffung. So kommt es, daß nicht nur zwei, sondern oft drei und mehr Kinder, manchmal sogar solche verschiedener Geschlechter, in einem Bett schlafen, was nicht nur in gesundheitlicher, sondern auch in sittlicher Beziehung eine ernste Gefahr bedeutet. Die Zentralleitung für Wohltätigkeit gibt nun durch Vermittlung der Bezirkswohltätigkeitsvereine, die ihrerseits wieder mit den Jugendämtern und den Bezirksfürsorgerinnen, denen ja die meisten kinderreichen Familien der Bezirke bekannt sind, zusammenarbeiten, Betten und Bettstücke an bedürftige kinderreiche Familien ab. Von den Anschaffungskosten der zur Abgabe gelangenden Bettstücke übernehmen die Bezirkswohltätigkeitsvereine einen Drittel oder die Hälfte. Wo es für die Familie, die die Bettwäsche erhält, keine allzu schwere Belastung bedeutet, sollte auch sie zu einem kleinen Kostenbeitrag herangezogen werden.

(Bl. d. Zentrall. f. Wohltätigkeit i. Württemberg.)

Die Stadtgründung einer Frau.

Eine amerikanische Millionärin Mary Emery aus Ohio unternimmt es in der Nachbarschaft der großen Industriestadt Cincinnati, in der unter der Arbeiterschaft außerordentlich traurige Wohnungsverhältnisse herrschen, eine Musterstadt zu bauen. Marymount, die neue Stadt, ist 10 Meilen von Cincinnati entfernt. Von Hügeln umschlossen, ist sie in grüne Wälder eingebettet; Serpentinenstraßen ziehen sich höhenwärts. Im Talgrund werden um öffentliche Gärten und baumbepflanzte Plätze sehenswerte öffentliche Gebäude und Wohnhausgruppen erbaut. Nach dem Wunsch Mrs. Emerys werden in dieser Stadt nicht nur Häuser für Industriearbeiter erbaut, sondern auch für Angehörige anderer Berufe. Im April 1923 wurde der Grundstein zur Erbauung der Stadt gelegt. Bis jetzt konnten schon einige hundert Familien in Häuser mit vier bis sechs Zimmer einziehen, und ebenso wurden mehrere hundert Einzelpersonen untergebracht. Von den öffentlichen Gebäuden, die ein Theater, ein Museum, eine Stadthalle, ein Postamt, eine Bibliothek umfassen werden, wurden Kirche, Schule, Feuerwache und Gesellschaftshaus zuerst erbaut. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Errichtung von Sportplätzen und eines Stadtgartens zugewendet, in dem jeder Einwohner ein Beet ganz nach seinem Belieben bebauen kann. Selbstverständlich sind Wasserleitung, Gas- und Elektrizitätsanlagen und Fernheizung bereits vorhanden. Die Stadt ist nicht mit der Absicht, daraus Erträgnisse zu erzielen, erbaut. Die Familien können ihre Häuser auf einer profitlosen Basis kaufen oder einen Vertrag eingehen, der ihnen 50 Jahre lang die Sicherheit des Wohnens bietet und nach Ablauf erneuert werden kann.

Zum hundertjährigen Todestag der ersten deutschen Journalistin.

In diesen Tagen feiert man die hundertjährige Wiederkehr des Todestages Therese Hubers, der ersten deutschen Frau, die sich mit dem Journalismus beschäftigte. Sie wurde im Jahre 1764 als Tochter des berühmten Göttinger Philologen Heyne geboren. Als sehr intelligente, passionierte Leserin half sie ihrem Gatten Huber, als der Verleger Cotta letzteren im Jahre 1798 mit der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" betraute. Als im Jahre 1804 ihr Gatte starb, fuhr sie fort, Novellen, Artikel und Essays zu schreiben, bis sie Cotta im Jahre 1816 aufforderte, sein „Morgenblatt für die gebildeten Stände" zu leiten. Vergebens hatten bekanntere Leute, wie Haug und Rückert versucht, das Blatt auf ein höchstes Niveau zu bringen; Therese Huber gelang es. Sie wußte sich der wertvollen Mitarbeit Goethes, Uhlands und Boernes zu versichern. In ihrer Korrespondenz bekennt diese Heldin des Journalismus offen, daß sie sich keineswegs als Schriftstellerin berufen fühle, sondern daß sie die schwierigen Arbeiten lediglich im Interesse ihrer neun Kinder übernommen habe. Die Entwicklung Therese Hubers ist eines der schönsten Beispiele weiblicher Energie.

Marineärztinnen.

Es ist von Interesse zu erfahren, daß an dem kürzlich in Paris stattgehabten Internat. Aerztinnenkongreß auch zwei spanische Aerztinnen teilnahmen, nämlich Mme Garcia de Cosa und Mme Soriano-Fischer. Beide erschienen in der Uniform der Marineoffiziere, da sie als Marineärztinnen angestellt sind.

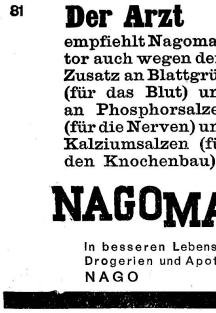
Eine Indianerin als Polizistin.

Die Frauenbewegung macht auch bei den Schwarzfuß-Indianern Fortschritte. Mrs. Wades-instheWater, eine Vollblutindianerin, ist Polizistin in der Glacier National Park Reservation, die erste ihrer Rasse, der solche Auszeichnung zuteil wird. Ihr Mann ist Chef der Indianischen Polizei. Obgleich sie ihr Amt schon über zwei Jahre inne hat, und in dem Ruf steht, dasselbe pflichtgetreu zu verwalten, hat sie es noch nicht für nötig befunden, auch nur eine Person zu verhaften. Sie findet, die wirksamste Methode zur Aufrechterhaltung der Ordnung sei gütliches Zureden. Darin stimmt sie mit den Ansichten der weiblichen Polizisten anderer Länder überein.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19. Telephon 2513. (Abwesend.)
Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon: Hottingen 2608.

Dringende Einsendungen für den allgemeinen Teil sind vom **26. Juli bis 14. August** an Frl. Elisabeth Zellweger, Lindenbühl, Trogen (Kt. Appenzell A.-Rh.) zu senden, vom 14. August an wieder an die Adresse der Redaktorin, Tellstr. 19, St. Gallen.



81

Der Arzt
empfiehlt Nagomaltor auch wegen dem Zusatz an Blattgrün (für das Blut) und an Phosphorsalzen (für die Nerven) und Kalziumsalzen (für den Knochenbau).

NAGOMALTOR
In besseren Lebensmittel-Geschäften, Drogerien und Apotheken erhältlich.
NAGO OLTEN

Die Freude
jeder Hausfrau ist
„HIBE"
die idealste Fleckseife
der Gegenwart, entfernt die hartnäckigsten Flecken aus Stoffen jeder Art, ansonst Geld zurück. **„HIBE"** darf in keinem Haushalte fehlen. Darum bestellen auch Sie heute noch **„HIBE"** à Fr. 2.— gegen Voreinsendung spesenfrei durch:
Seifenindustrie Postfach 38 Lenzburg, Postcheck VI/1386.

Privat-Koch- und Haushaltungsschule „Tannenheim"
Kirchberg (Bern) — Maximum 10 Schülerinnen.
2 Sommerkurse — Schöner Landaufenthalt.

Hausfrauen
kaufen Sie die
Leinwand 160 cm
zu Fr. 3.70 direkt von
Widmer-Huber in Bütschwil
609

Ia Heidelbeeren
zum sterilisieren Fr. 0.85 p. Kg. brutto Gewicht für netto.
Ed. Andreazzi, Dongio (Blenio).

Flechten
jeder Art, auch **Bartflechten, Hautausschläge,** frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte **Flechtensalbe „Myra".** Preis kl. Topf 3.— gr. Topf 5.— Zu beziehen durch die **Apotheke FLORA, Glarus.**

Bei Bestellungen berufen Sie sich auf das Schweiz. Frauenblatt

Erholungsheim Rosenhalde
Hünibach
(zwischen Thun u. Hilterfingen). Prachtvoll erhöhte Lage am rechten Seeufer, Freundliches Heim für Erholungs- und Pflegebedürftige. Diätkuren. Bäder. Zentralheizung. Sorgfältige Pflege und Aufsicht durch diplom. Rotkreuzpflegerin. Pensionspreis Fr. 8.50 bis 10.—, Jahresbetrieb. Beste Referenzen.
PROSPEKTE durch Schwester **R. MADER.**

Ecole nouvelle ménagère
JONGNY sur Vevey.
Français. Toutes les branches ménagères.

Klosters Dörfli
Pension Schweizerhaus
Neu renoviert. — Gute Verpflegung. — Alkoholfreie Getränke. Pensionspreis von Fr. 7.— an.
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst.